

„Man darf ja trotz allem die Hoffnung nicht verlieren ...“¹ **Unterwegs auf den Spuren von Margarete Oppenheimer-Krämer und ihrer Familie in den Konzentrationslagern in Südfrankreich (1940 bis 1942)**

Vor meiner Reise

Im Juni dieses Jahres wünschte ich mir von Michael Oppenheimer, dem Sohn des Fränkisch-Crumbacher Zigarrenfabrikanten Moritz Oppenheimer und seiner Frau Margarete, dass er mit mir in Südfrankreich die Orte besucht, in die seine Mutter mit ihm und seiner jüngeren Schwester Feo und ihrem Mann Moritz deportiert wurde und die letzten Lebensmonate zubringen musste. Michael fragte erstaunt: „Warum möchtest du diese Orte des Leidens und des Schreckens aufsuchen, dich diesem unermesslichen Leid und Elend aussetzen?“ Meine Antwort: „Wie soll ich deine Mutter und ihr Leben bis in den gewaltsamen Tod hinein und die Geschichte eurer Familie und meine nazi-deutsche Geschichte nachempfinden und verstehen, wenn ich nicht auch an diesen Orten gewesen bin! Ich möchte Spuren von Margarete finden, selbst sehen, was von ihr dort geblieben ist, wie an sie erinnert und gedacht wird. Und es wäre für mich natürlich ein großes Geschenk, wenn ich das mit dir zusammen erleben könnte.“

Ich beschäftige mich seit einiger Zeit mit der Geschichte Fränkisch-Crumbachs in der Nazi-Zeit und hier speziell der Geschichte von Margarete Oppenheimer-Krämer und ihrer Familie, die hier gelebt haben, um für mich Klarheit über die damaligen schrecklichen Ereignisse zu bekommen und Konzepte der Erinnerungs- und Gedenkkultur und des „Nie wieder“ zu erarbeiten.

Michael stimmt zu: „Ja, warum nicht? Das können wir machen!“ Ich bin sehr gespannt und neugierig hier mit meinem Wissen und meinem Gespür für Margarete, auf ihren Spuren unterwegs zu sein. Was ist geblieben? Erfahre ich Unbekanntes? Michael erzählt in der Familie von meinem Wunsch. Seine Kinder Yoel und Natacha, die in Israel leben, wollen mit! Kurzfristig schließt sich auch Feo, seine jüngste Schwester an. Natacha hat mit ihr geredet und sie eingeladen mitzukommen. Darüber sind alle erstaunt, weil sie sehr zurückhaltend ist, was die Auseinandersetzung mit ihrer Vergangenheit betrifft.

Schon länger ist mir bewusst, dass ich die Zugewandtheit der Opfer brauchte und brauche, um den Mut zu haben, mich den Taten der Täter zu stellen. Das ist eins der größten Geschenke in meinem Leben, das ich immer wieder aufs Neue von der Familie Oppenheimer und ihren Kindern und Kindeskindern bekomme, dafür bin ich zutiefst dankbar.

So wird auch diese Reise in die Vergangenheit davon geprägt sein, dass ich mit der Familie zusammen unterwegs bin. Michael und Feo, die ja beide als Kinder damals von den Nazis mit der Familie deportiert wurden. Werden sie sich an bisher Verdrängtes erinnern? Hoffentlich tut es ihnen gut. Natacha und Yoel als Kinder der Opfer. Werden sie Neues erfahren über ihre Familiengeschichte? Und ich, als Kind der Täter, das in

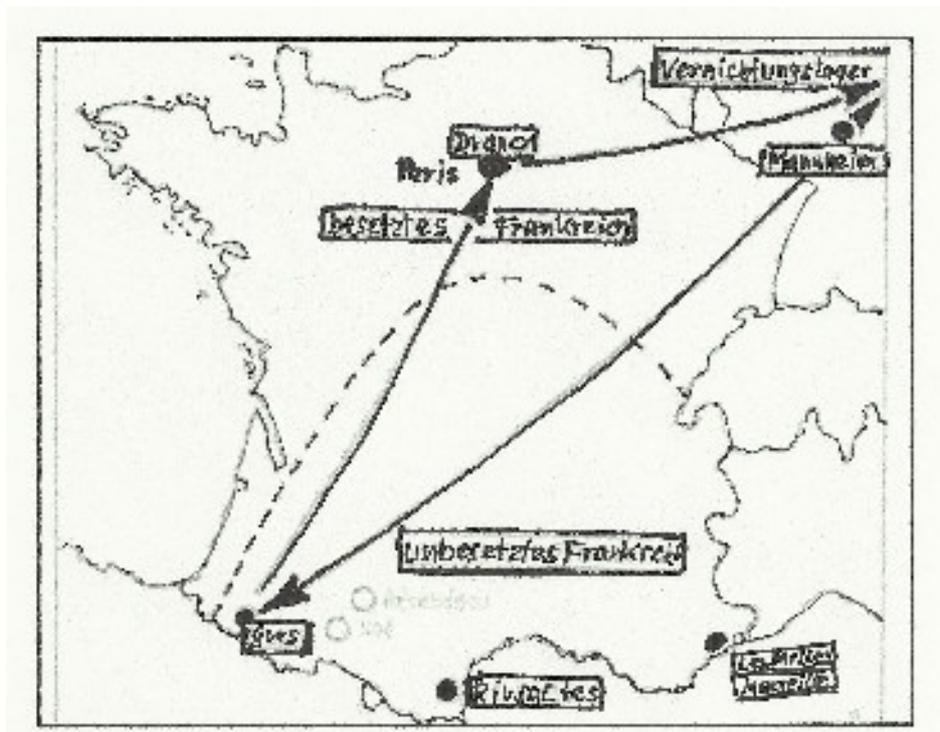
¹ Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“ Briefe meiner Eltern vor Ihrer Deportation nach Auschwitz, Wiesbaden 2008, S. 203. Am 8.Sept.1941 schrieb Margarete dies aus dem Internierungslager Rivesaltes an ihre Kinder, ihre Schwester und deren Freundin

gewissem Sinne immer noch fassungslos vor den Gräueltaten der Elterngeneration steht und davor, wie diese in unsere Zeit hineinwirken! Ich wünsche mir sehr, dass es eine für alle heilende Begegnung wird, dass wir Wege finden, das Erlebte und die Vergangenheit zu einem guten Nutzen für unser heutiges Leben zu machen.

12. Oktober 2013

Reichelsheim - Heppenheim - Mannheim - Paris - Pau

Meine Fahrt geht über Mannheim, mit dem Zug nach Paris. Margaretes ungewollte, erzwungene Reise, der ich nun auf die Spur kommen will, hat ja auch hier ihren Anfang genommen: Mannheim Hauptbahnhof am 22. Oktober 1940. In 10 Tagen ist es 73 Jahre her, dass sie mit ihrer Familie, den Kindern aus dem Mannheimer Heim und mehr als 6500 anderen jüdischen Frauen, Männern und Kindern, Alten und Jungen aus Baden, der Pfalz und dem Saarland gezwungen wurde, diese Reise anzutreten.



Quelle: www.campgurs.com

Die Nazis starteten das Experiment einen Teil des Deutschen Reiches „judenfrei“ zu machen! Eine unmittelbare Vorbereitung auf den Holocaust, die Shoa. Die Gauleiter von Baden und der Saarpfalz wollten sich damit auf ganz perfide Weise vor Hitler profilieren.

Mir wird es eng ums Herz. Hier im Zug ist lustiges Geplauder, wenn es auch voll und eng ist, so ist es doch warm und bequem und unsere Reise geht nicht ins Ungewisse. Wir alle haben ein Ziel, an das wir reisen möchten.

Mein Zug fährt bis Paris, von da aus geht es heute Abend mit der Familie Oppenheimer per Flugzeug weiter. Die Stadt Pau nahe der Pyrenäen an der spanischen Grenze ist unser erstes Reiseziel.

Während des Fluges kommt schon ein erster inhaltlicher Austausch zustande. Yoel hat einiges über Gurs aus dem Internet ausgedruckt und liest. Ich erzähle Michael von meiner

Vorbereitung auf die Reise: Dass ich das zweite Buch von Ruth² nochmals durchgearbeitet habe. Ich frage ihn nach Aspekten aus den Briefen seiner Eltern und es zeigt sich, dass er die gar nicht mehr so erinnert und erstaunt über Einzelheiten ist. Am nächsten Tag wird deutlich, dass er die Briefe seiner Eltern seit damals nie wieder wirklich verstehend lesen konnte, da sein Deutsch nicht mehr so gut ist und auch sein Englisch nicht ausreicht, um sie in der englischen Fassung des Buches seiner Schwester Ruth³, wirklich zu begreifen. Michael ist einverstanden, dass ich an den jeweiligen Orten, aus den Briefen vorlese.

Endlich haben wir auch unseren Leihwagen und GPS bringt uns in 11 Minuten zum Hotel. Zimmerverteilung und Laila tow - Gute Nacht, bis Morgen früh um 7 Uhr, dann geht es nach Gurs. Ich komme zur Ruhe, habe ein komfortables Einzelzimmer. Sternenklaarer Himmel, Halbmond und es ist garnicht mal so kalt draußen. Hier ist Margarete wohl nie gewesen, aber Morgen in Gurs bin ich wieder direkt auf ihrem Weg.

13.10.2013

Pau - Gurs - Aspet - Rivesaltes

7 Uhr Abfahrt. Es ist noch dunkel. Von Pau sehen wir fast nichts. Über kleine Straßen geht es mit dem Leihwagen ins Land Richtung Pyrenäen. Im Ort Gurs ist es hell; offensichtlich eine typische südfranzösische Kleinstadt. Michael sagt, dass er sich an nichts von früher erinnern kann, obwohl er öfters zu Fuß im Ort war, um kleine Einkäufe zu machen und auch so; Jungen eben, die durch die Gegend streunen. Er war 10 Jahre alt. Ruth erzählt nach der Reise eine Geschichte von Michaels Freund Uri, mit dem er dann auch im Kinderheim Aspet war, der bei so einem illegalen *Ausflug* nach Gurs von einer Französin gelbe Rüben geschenkt bekommen hat, die abends im Lager die Suppe „bereicherten“. Uri hatte wohl die undichte Stelle im Stacheldrahtzaun des Lagers entdeckt.

Michael und Feo sind am 22. Oktober 1940 aus Mannheim mit ihren Eltern hierher in das „Camp de Gurs“ deportiert worden. In dem überfüllten Internierungslager herrscht ein unerträglicher Zustand. Margarete wäre der Deportation fast entkommen, da sie an dem Tag geplant hatte, ihre Cousine Annie in Hanau zu besuchen. Später schreibt sie in einem Brief aus dem Lager Rivesaltes an die Familie:

„Ich wollte sie (Annie, B.L.) gerade am Tag unserer Ausreise aus Mannheim besuchen. Es war noch ein Glück, dass ich nicht gefahren bin.“⁴



Das Lager „Camp de Gurs“
Quelle: www.gurs.free.com

Ruth David kommentiert:

„Nicht auszudenken, was mein Vater, meine jüngeren Geschwister und die Waisenhauskinder am Tag der Deportation ohne meine Mutter gemacht hätten. Es wäre eine Katastrophe gewesen.“⁵

Die besonders fanatischen Gauleiter aus Baden und Saarpfalz ließen auf Geheiß Hitlers 6538 Juden aus ihren Bezirken von der Gestapo und mit Hilfe der französischen Behörden

² Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“ Briefe meiner Eltern vor Ihrer Deportation nach Auschwitz, Wiesbaden 2008

³ Ruth L. David, Life-lines, ISBN 978 1 873372 39 5, Leicester 2011

⁴ Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 204

⁵ Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 209

in einer planmäßigen Deportation hierher verschleppen. Sie ordneten eine von ihnen minutiös geplante, konzertierte Aktion von Schutzpolizisten und Gestapo-Beamten an, die in aller Öffentlichkeit durchgeführt wurde.

„Die Aktion war von der Geheimen Staatspolizei (GESTAPO) und von Regierungsstellen von langer Hand vorbereitet worden, blieb aber bis zum Tag der Durchführung streng geheim. Die Betroffenen wurden von ihrer Ausweisung erst unmittelbar vor ihrer Festnahme und dem Abtransport unterrichtet. Die Frist, die ihnen für die Vorbereitung blieb, war in den einzelnen Orten sehr unterschiedlich und betrug zwischen 15 Minuten und einigen Stunden. Die Ausgewiesenen hatten oft kaum die Möglichkeit, die notwendigsten Habseligkeiten - 50kg Gepäck und 100 Reichsmark in Bargeld je Person waren erlaubt - zusammenzusuchen. Bestürzung und Verzweiflung waren allgemein. Es kam zu einer ganzen Reihe von Selbstmorden. Allein in Mannheim machten acht jüdische Bürger ihrem Leben ein Ende. Gestapobeamte und Gendarmerie führten die Verhaftungen durch: „reibungslos“ und „fast unbemerkt von der Bevölkerung“, wie amtliche Berichte betonten. Die festgenommenen Juden wurden mit Omnibussen, zum Teil auch mit Autos, die die Wehrmacht zur Verfügung gestellt hatte, zu Sammelplätzen in den größeren Städten gebracht und von dort in Sonderzügen über Belfort in das unbesetzte Frankreich abgeschoben. Die französische Regierung in Vichy war von der Aktion völlig überrascht. Sie gab Anweisung, die Ausgewiesenen in dem Internierungslager Gurs an der Pyrenäengrenze, das für Flüchtlinge des spanischen Bürgerkrieges eingerichtet worden war, provisorisch unterzubringen.“⁶

Für die Gefangenen war die Situation geprägt von Hunger, katastrophalen hygienischen und klimatischen Bedingungen und unwürdiger Behandlung. 2000 von ihnen starben innerhalb von zwei Jahren unter diesen unmenschlichen Lagerbedingungen, vor allem Alte und Kinder.



Informationspavillon 'Camp de Gurs'



Essenausgabe - Quelle: www.campgurs.com

Auf dem Gelände des ehemaligen Lagers „Camp de Gurs“⁷, etwas außerhalb von der Stadt Gurs, ist heute eine, wie ich finde, museal gut gestaltete Gedenkstätte errichtet. Wohl vorrangig aus Deutschland finanziert, wie ich später von Jean-François Mavel, unserem Führer in Michaels Kinderheim im nahegelegenen Aspet, erfahre. Wir finden auf dem Platz, im Vorfeld des ehemaligen Lagergeländes einen Informationspavillon, offen, licht, mit vielen guten Informationen: Bilder, Pläne, Exposés in Glasvitrinen. Ein Film wird gezeigt und eine Computerschau über die Geschichte des Konzentrationslagers, alles auch in Deutsch! Wohl der einzige Ort in Frankreich, an dem es deutschsprachige Erklärungen gibt. Was Geld alles bewirken kann!

⁶ Paul Sauer, Von der „Reichskristallnacht“ bis zur „Endlösung“, in: Herrenalber Protokolle 82, Soviel der Einzelne tragen kann, Zum Gedenken an die Deportation der badischen und pfälzischen Juden im Jahr 1940, Bad Herrenalb 1990, S. 38

⁷ www.memorialmuseums.org und www.wikipedia.org unter dem Stichwort „Camp de Gurs“, 21.10.2013

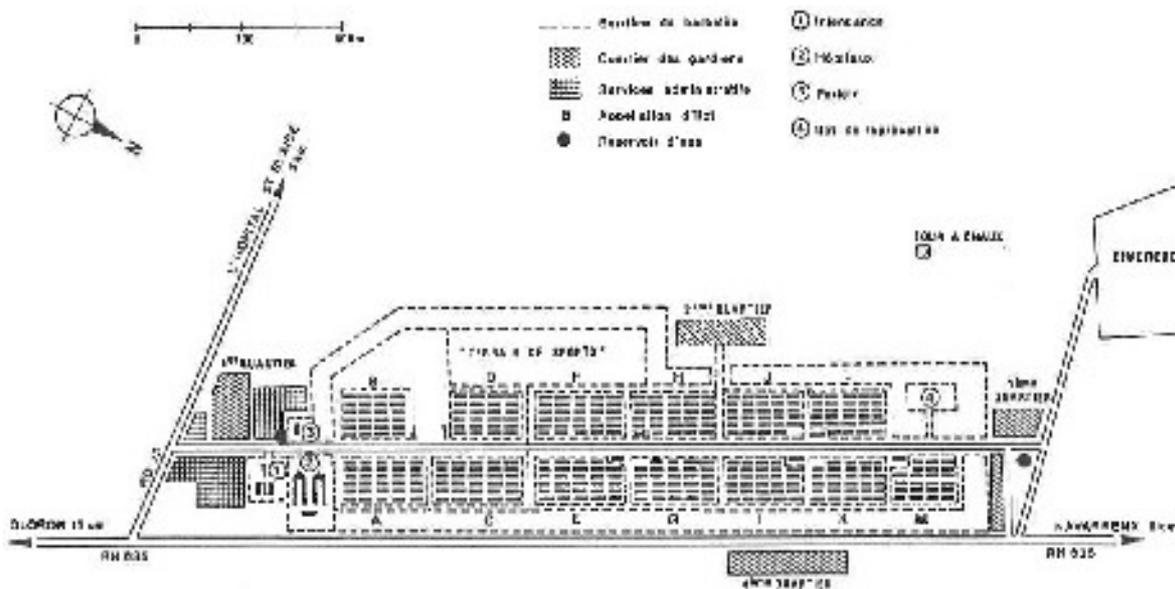


Eine Steinskulptur als Mahnmal steht auf dem Vorplatz. Sie hat zwei Löcher im oberen Bereich und jetzt, bei einem wunderschönen Sonnenaufgang, blinzelt die Sonne gerade durch eines dieser Löcher. Ob es Absicht des Künstlers ist? Eine grandiose Naturkulisse umgibt uns auf diesem offenen Platz oben auf einem Hügel.



Einen Rundgang über das Gelände beginnen wir an den Bahngleisen. Michael wundert sich über die Gleise hier oben. Sie selbst wurden mit Lastwagen aus dem nahegelegenen Orloron in das Internierungslager verfrachtet. Das Gepäck wurde gesondert transportiert. Es wurde im Freien zwischengelagert und kam teilweise erst nach Wochen zu den Besitzern im Lager.

Später lese ich, dass es wohl die alten Gleise sind, auf denen die ersten spanischen Freiheitskämpfer im Tal ankamen, für die das Lager in den 1930er Jahren erbaut wurde. Man hat sie als Symbol hierher verlegt.



LE CAMP DE GURS EN 1939

Quelle: Informationspavillon Camp de Gurs

Das Lager war eine Barackenstadt. Die einzelnen Blocks nannte man llots, sie waren mit großen Buchstaben gekennzeichnet. A-H für Männer, I-M für Frauen. Jedes llot bestand aus 20 - 26 Baracken, von denen jede mit durchschnittlich 60 Personen belegt war. Außerhalb des Lagers war ein Friedhof, rings um das Lager ein zwei Meter hoher doppelter Stacheldrahtzaun gezogen, zusätzlich gesichert durch Wachtposten.



Auf dem Weg zum Lagergelände, jetzt von Wald bewachsen

„Und über allem wächst der Wald“ heißt es auf der Eingangserinnerungstafel zum Gelände des eigentlichen Lagers, und weiter: „Ein finsterer, ein wenig unheimlicher Wald, sumpfiger Boden, Windrauschen, Vogelgezwitscher ... Und doch muss man sich an dieser Stelle eine regelrechte Stadt im tiefen Elend vorstellen. Eine nach außen abgeschlossene, völlig isolierte Welt. Ein riesiges Lager ohne Bäume oder sonstige Bewachsung, wo es im Sommer keinen Schutz vor der Sonne, im Winter keinen Schutz vor Sturm und Regen gab. Man muss sich das Gefühl der Verlassenheit, die Kälte, den Hunger und das Ungeziefer vorstellen. Man muss sich die ständige Angst vorstellen, die Angst, dass der Kontakt zu den Angehörigen abreißen könnte, die Angst vor dem Leiden, die Angst vor dem Tod, die Angst vor der Deportation. Die Natur hat alles überwuchert. Und doch zeugt jeder Quadratmeter hier von Schmerz und Qual. - Können wir das vergessen?“

Da, wo früher das Lager stand, wächst heute ein mächtiger Wald, der mir bei dem heutigen Wetter sehr licht und tröstlich erscheint. Ich erkenne die ehemalige Lagerstraße wieder, aus dem Film „Menachem und Fred“⁸ über die die beiden Brüder, erzählend über ihre Zeit hier, laufen. Gesäumt ist der ganze Waldweg mit Erklärungstafeln zu allen Aspekten des Lagerlebens. In einem Weg sind die Holzbaracken in der vorderen Silhouette nachgebaut und eine Baracke ist ganz rekonstruiert. Das bedrückt mich auf dem Rundgang am eindringlichsten: Die räumliche Vorstellung, dass hier um die sechzig Menschen über Wochen, Monate und Jahre auf engstem Raum zusammengepfercht leben mussten. Hier bin ich Margarete sehr nahe. Wobei *mich* heute der tröstende Wald umgibt. *Sie* hausten auf einer kahlen Anhöhe, kein Baum, kein Strauch, nur blanke Erde, die sich bei Regen in tiefen Schlamm verwandelte. Männer und ältere Söhne wurden von den Frauen und Kindern getrennt untergebracht. Michael erinnert sich, dass er erst bei Mutter und Feo war und dann, als es dem Vater schlechter ging, dort, bei den Männern war. Michael erinnert sich kaum an diese Zeit, Feo gar nicht. Und doch gehen sie sehr aufmerksam und behutsam durch diese Szenerie, wohl wissend, dass sie hier eine schreckliche Zeit verbringen mussten.



Lagergelände - Quelle: Informationspavillon Camp de Gurs



Frauen am Zaun - Quelle: Informationspavillon Camp de Gurs

In einem Zeitungsbericht, der erstaunlicherweise im Februar 1941, also vier Monate nach der Deportation, in einer nationalsozialistischen Zeitung, der *Badischen Presse*, veröffentlicht wurde, lese ich:

„Im Sammellager Gurs sterben wöchentlich etwa 45 Menschen. Wir liegen bei 10 Grad Kälte auf dem bloßen Fußboden ohne Matratzen und ohne Stroh, mit nur zwei dünnen Decken bedeckt. Als

8 Ofra Tevet und Ronit Kertsner, Menachem und Fred - Wiedersehen in Hoffenheim, Dokumentarfilm 2010, DVD, www.menachem-und-fred.de

Nahrung erhalten wir morgens ein Glas schwarzen Ersatzkaffee, mittags einen Teller Suppe, die tatsächlich nur aus reinem Wasser besteht, in dem 20 bis 25 Erbsen oder ein paar Schnitten gelbe Rüben herum schwimmen, gänzlich fett- und geschmacklos. Abends genau dieselbe Suppe und dazu etwa 350 Gramm Brot. Das ist Tag für Tag die gleiche Nahrung.“⁹

Michael erinnert sich dann auch an den Wagen, mit dem täglich die Verstorbenen aus den Hlotts geholt wurden. Sie haben mit dem Tod gelebt und mit dem Leben gekämpft. Michael erzählt beim Anblick eines Lagerplanes, mit Stacheldrahtzäunen zwischen den Gruppen von Gefangenen aus unterschiedlichen Ländern: „Ich habe dort meine erste Olive gegessen. Ein Belgier hat sie mir durch den Zaun gegeben. ‚Du musst das probieren‘, hat er mir gesagt.“

Und weiter erinnert sich Michael an Bruchstücke des Lebens hier: „In meiner Erinnerung gab es auch eine Baracke, in der die Frauen gewaschen haben und so. Und dann hatten die Eltern uns Gummistiefel gekauft, wegen dem Schlamm. Ein bisschen Geld hatten sie ja.“ Auch Feo erinnert sich an den Schlamm und mit einem Mal sagte sie: „Ja, und wir sind geimpft worden, der Arzt sagte immer „Piiiiiek!“, wenn er die Spritze in den Arm gestochen hat.“ Michael lacht: „Ja, jetzt wo du es sagst, erinnere ich mich auch.“ Es kommen immer mehr Erinnerungen und Michael freut sich darüber.



Zeichnungen vom beengten Leben in den Baracken (oben)
Quelle: Informationspavillon Camp de Gurs



Nachbau einer Baracke (rechts)

„Du fragst nach dem Essen? Das war, wie ich schon bei den Männern war, da gab es für die ganze Baracke ein Brot und einer musste es teilen und richtig teilen, verstehst du, gerecht, das war wichtig für uns. Zum Schlafen hatte jeder eine Strohmatratze und da haben viele auch den Tag verbracht.“ Michael hat bei den Latrinen einmal folgende Situation mit bekommen: Der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde von Mannheim hat die Latrinen geputzt. Ein anderer Mannheimer hat gesagt: Das müssen sie doch als Vorsitzender nicht machen. Da hat er geantwortet: Also bitte, ich habe schon alle Scheiße in Mannheim durchgemacht, da kann ich das gerade hier weitermachen!“ Michael berichtet weiter: „Mit anderen Kindern sind wir manchmal unter dem Zaun durchgeklettert und sind ins Dorf, nach Gurs gegangen und haben für die Eltern etwas gekauft. Und einmal war ich in Gurs auf der Toilette, die war genauso schmutzig wie die im Lager!“ Feo ärgert ein bestimmter Aspekt der Informationstafeln: Zum Abschluss steht immer eine Frage eines heutigen Kindes, mit einer kurzen Antwort. Diese Antworten findet sie oft nicht angemessen, nicht ausreichend, manchmal falsch. Als ich sage, dass ich die wohl von Pädagogen ausgewählten Fragen auch nicht gerade *intelligent* finde, lacht sie zustimmend. Da steht z.B. unter der Infotafel über die Ernährungslage der Lagerinsassen

⁹ Paul Sauer, Von der „Reichskristallnacht“ bis zur „Endlösung“, in: Herrenalber Protokolle 82, Soviel der Einzelne tragen kann, Zum Gedenken an die Deportation der badischen und pfälzischen Juden im Jahr 1940, Bad Herrenalber 1990, S. 39

die Kinderfrage, ob sie hier gehungert haben? In der Antwort heißt es sinngemäß:
Außerhalb des Lagers war die Ernährung schwierig und hier im Lager hat alles gefehlt!



Lageralltag
Quelle: Informationspavillon Camp de
Gurs und
www.campgurs.com



Vom Wetter her haben wir Glück, es ist ein magischer Herbsttag: sehr kühl, ein klarer, strahlend blauer Himmel, die aufgehende Sonne, die zunehmend wärmt. Ich kann mir allerdings vorstellen, dass es bei Regen und Kälte hier recht unwirtlich ist. Wie unerträglich und schrecklich muss es erst in der Lage der verschleppten deutschen Gefangenen hier gewesen sein? Welche Qualen und Leiden mussten sie ertragen? Viele haben es schon im ersten Winter nicht überlebt. So haben Hilfsorganisationen von außen versucht wenigstens die Kinder zu retten. Margarete und Moritz entschlossen sich schweren Herzens, mit der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens im Exil in Argentinien, Michael in einem Heim von der O.S.E., der jüdischen Hilfsorganisation¹⁰ unterzubringen und verstecken zu lassen. So kam er mit 47 anderen Kindern am 26. Februar 1941, nach vier Monaten in Gurs, nach Aspet, unserer nächsten Reisestation. Den Besuch von Michaels Kinderheim hat sich besonders Yoel gewünscht.

Margarete, Moritz und Feo werden bis zum März 1941 im Internierungslager in Gurs gefangen gehalten. Aus der Zeit in diesem Lager sind keine Briefe der Familie erhalten, so haben wir auch keine unmittelbaren Zeugnisse von ihnen für diesen Ort. Ruth David schreibt:

„Zweifellos sind nicht alle Briefe meiner Eltern aus Frankreich erhalten geblieben. Sie werden schon aus Gurs Ernst und Werner sowie weitere Verwandte und Freunde von ihrer veränderten Lage unterrichtet haben, denn dieser (der erste erhaltene, B.L.) Brief (aus Rivesaltes, B.L.) vom Mai 1941, in dem sie auf empfangene und abgeschickte Post Bezug nehmen, belegt einen umfangreichen Schriftwechsel.“¹¹

Neben den Briefen und Geldanweisungen gab es auch die Möglichkeit Pakete zu schicken. In dem Brief von Margarete vom 8. September 1941 aus Rivesaltes schreibt sie:

„Annie schickte mir einmal ein Paket nach Gurs.“¹²

¹⁰ Die O.S.E. (Oeuvre de Secours aux Enfants) arbeitete bereits lange vor dem Krieg als französische jüdische Wohlfahrtsorganisation. Sie besteht heute noch - www.ose-france.org

¹¹ Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 194

¹² Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 204

Über Lissabon/Portugal organisierte der Hilfsverein für jüdische Auswanderung sogenannte „Liebesgaben-Sendungen“¹³. Ein Dokument in Ruths Buch weist die Angebotsliste aus, enthält aber auch einen für mich erstaunlichen, eigentlich unglaublichen Hinweis: „Die angegebenen Kosten enthalten Porto, Versand- und Transport-Versicherungsspesen.“ Wer kann denn in diesen Zeiten eine Versicherung einklagen? Immer wieder wird beschrieben, wie viel verloren gegangen ist, wie viel vermutlich von Behörden und anderen eingehalten wurde?

Ruth beschreibt die Lage von ihren Eltern eindringlich:

„Es muss meinen Eltern unendlich schwer gefallen sein, um Esswaren und Geld aus dem Ausland zu betteln, damit sie um ihrer Kinder willen eine Überlebenschance hatten. Aus Mutters Zeilen ist zu spüren, wie sehr sie sich schämt, meine älteren Brüder um Gefälligkeiten bitten zu müssen, aber darin bestand die einzige Möglichkeit, die völlig unzureichende Lagerernährung ein wenig aufzubessern.“¹⁴

Unser Rundgang über das Lagergelände endet wieder an dem Informationspavillon. Hier erinnert auch ein Mahnmal an die deportierten deutschen Juden. Wir nehmen ein Picknick ein, das Feo aus Paris mitgebracht hat. Dann geht es weiter.

In Aspet, im Kinderheim Maison des Pupilles, in dem Michael von Februar 1941 bis Februar 1943 überlebt hat¹⁵, treffen wir auf Jean-Francois Mavel¹⁶. Michael hat ihn eingeladen, uns zu berichten. Er hat ihn im letzten Jahr kennengelernt, auf der feierlichen Einweihung einer Gedenktafel für einen Jungen, der mit ihm zusammen hier war: Günter Hausmann, der auf tragische Weise dann doch noch mit seinen Eltern deportiert und in Auschwitz umgebracht wurde. Sein Bruder Carl Hausmann hat überlebt und ein Gedenken an seinen Bruder initiiert.¹⁷ Jean-Francois ist Franzose, lebt in Montauban und war einige Zeit in Deutschland. Dort wurde er mit dieser Geschichte seiner Heimat durch die *Stolpersteine* in Freiburg konfrontiert. Seit dieser Zeit kämpft er um die öffentliche Anerkennung und Präsentation der Nazi-Geschichte in Frankreich, an den Orten des historischen Geschehens. Wir hören viel darüber wie problematisch das moderne Frankreich mit Erinnern und Gedenken umgegangen ist und noch umgeht. Vor allem für Natacha und Yoel ist das sehr interessant. Ich kenne das auch aus Deutschland: schweigen, nicht behandeln, wegschauen! Und die immer wiederkehrende Aufforderung; „Kann das nicht endlich mal aufhören?“

Hier auf dem Heimgelände erinnert sich Michael an Einzelheiten. Vor allem die Freitreppe hinunter zum Speisesaal ist ihm in bleibender Erinnerung: „Hier haben wir immer lange gestanden und auf das nächste Essen gewartet. Nachmittags standen wir dann wieder da, weil es ein ganz kleines Stückchen Süßes gab.“ Er zieht auf der Handinnenfläche einen kleinen Kreis. „Hunger haben wir immer gehabt!“ An seinen Schlafsaal kann er sich erinnern, erst in dem einen, dann in dem anderen Seitenflügel. Michael findet es nicht bedrückend hier zu sein, aber er bedauert es, dass er sich nicht an mehr erinnert. Uri hat sich noch an alles erinnert, an jeden Namen aller Kinder von uns. Uri ist Michaels Freund bis zum letzten Jahr geblieben. 2012 ist er in einem Kibbuz in Israel gestorben.

¹³ Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 195f

¹⁴ Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 194

¹⁵ Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“ Briefe meiner Eltern vor Ihrer Deportation nach Auschwitz, Wiesbaden 2008, S. 169ff

¹⁶ Jean-Francois Mavel, 3710 route de Saint Nauphary, 82000 Montauban, Tel. 06 29 01 77 27, jfmavel@wanadoo.fr

¹⁷ Carl Hausmann, Gerettet - Erinnerungen - Wie ich als Kind in Frankreich versteckt den Holocaust überlebte, Kirchheimbolanden 2011



Das Kinderheim heute (oben)

Anregende Gespräche und Information, v.l. Jean-Francois, Yoel, Michael, Feo, Natacha (rechts)



Mit den Mädchen hatten sie gar nichts zu tun, die waren oben im Haus. Das Foto, was die ganze Gruppe zeigt, ist ziemlich einmalig. Da können wir Jungen und Mädchen zusammen sehen. Michael kann sich auch kaum an andere Jungen erinnern, nur an Uri. Aus der Zeit in Aspet erinnert sich Michael vor allem daran, dass Uri sie daran gehindert hat in den ersten Briefen an die Eltern über Hunger und ähnliches zu berichten. Uri entschied in seiner als Kind schon erwachsenen Haltung: So etwas schreiben wir nicht, die Briefe werden neu geschrieben. Michael beschreibt sich selbst so, dass er in Aspet seine Kindheit verloren hat ...

Margarete und Moritz schreiben in vielen Briefen über Michael:

„Michael schreibt weiterhin sehr gut und nett.“¹⁸

Am 8. September 1941 schreibt Margarete aus Rivesaltes:

„Michael schreibt die nettesten Briefe mit sachlichen Berichten über Feste, Fußballspiele usw.“¹⁹

An Ruth schreibt Moritz am 29. März 1942:

„Michael schreibt wöchentlich und jeder Brief ist anständig und vernünftig geschrieben. Er ist jetzt auch schon bald 14 Monate von uns getrennt, aber aus seinen Briefen merkt man, dass er selbständiger und vernünftiger geworden ist.“²⁰

Einige Wochen später schreibt Margarete:

„Um noch jemanden zu loben: Unser Michael ist ein prächtiger Bub, schickte mir hierher (Krankenhaus in Marseille, B.L.) ein Päckchen mit Raritäten, die er sich buchstäblich aus dem Munde abgespart hat. Da kann und will ich mich aufregen, wenn man sich da noch über seine Abneigung gegen jede Art von Lernen beklagt.“

Und kurz vor ihrer Deportation nach Auschwitz schreibt sie:

„Michael scheint jetzt auch besser in der Schule zu lernen, und vor allem hat er sich zu einem Menschen entwickelt, der einen guten Charakter und auch ein gutes Herz hat.“²¹

Im Kinderheim selbst gibt es kein Gedenken an die damaligen Ereignisse, eine Mitarbeiterin des heutigen Kinderheims berichtet uns über die aktuelle Situation. Auf einem kleinen Grundstück unterhalb des Heimgeländes gibt es aber eine Gedenkstätte. Hier

¹⁸ Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 205

¹⁹ Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 204

²⁰ Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 226

²¹ Ruth L. David, Ein Kind unserer Zeit, S. 133

steht auch der Stein für Günter Hausmann. Auf der Weiterfahrt zeigt Jean-Francois uns noch den Fußballplatz unten am Fluss. Daran kann Michael sich auch noch erinnern. Hier erzählt er uns lebhaft eine Fußballgeschichte:

„Einmal haben wir gespielt, die Franzosen gegen die Deutschen. Und die waren immer ein bisschen böse mit uns. Und einmal, das war im Winter, da hat einer einen falschen Schuss gemacht und der Ball ist in den Fluss gefallen. Uri hat gesagt, jetzt müssen wir den Leuten zeigen, was wir können. Und einer von uns, ich weiß nicht mehr ob Uri oder ich es war, sind in den eiskalten Fluss gegangen und haben den Ball raus geholt. Und da begann der Frieden zwischen uns.“

Wie einfach doch Frieden geht!



Michael Oppenheimer erzählt am Fussballplatz

Jean-Francois möchte uns noch eine Gedenkstätte in Toulouse zeigen. Da Toulouse fast auf unserem Weg liegt, machen wir den Abstecher dorthin. Und es ist vor allem für Yoel und Natascha die Möglichkeit, noch mehr über die französische Gedenk- und Erinnerungskultur zu erfahren. Mitten in der Stadt gab es auch ein Internierungslager, in dem Juden gefangen gehalten wurden. Heute weiß kaum jemand etwas davon und es findet kaum Beachtung. Das Gedenken daran ist sehr problematisch und Jean-Francois erzählt uns die Geschichte in großer Emotion. Ich sehe sehr viele Parallelen zu Deutschland. Wir parken am Rande der Altstadt in einer sehr beeindruckenden Platanenallee den Wagen. Viele Menschen sind da, sonntagnachmittägliches buntes Treiben im nahegelegenen Park am Fluss. Jean-Francois sagt: „Genau hier stand das Lager!“ Eine kleine Informationstafel, die mit Graffiti bis zur Unkenntlichkeit beschmiert ist, weist auf das historische Geschehen hin. Jean-Francois ist auch über diese Situation sehr traurig und ärgerlich. Im nahegelegenen Parkcafé sitzen wir noch eine Weile zusammen, bis wir uns endgültig verabschieden. Ich verspreche ihm, dass ich das Buch von Ruth schicke.

Die Fahrt in den Süden nach Perpignan/Rivesaltes bringt uns durch eine sehr schöne Landschaft: rechts die Bergkulisse der Pyrenäen, auf einigen Gipfeln liegt schon Schnee und links die immer mediterraner werdende Landschaft der Provence. In der zunehmenden Abenddämmerung schreibe ich ein Elfchen-Gedicht²²:

DunkelLicht
grausames Spiel
Schrecken der Vergangenheit
finden Wege zu uns
Hoffnung?

*Gurs im Oktober 2013
Barbara Linnenbrügger*

LumierObscure
Jeu cruel
Affreux Passè Trouve
le Chemin vers Nous
Espoir?

Übersetzung: Michael Oppenheimer

Da es schon spät ist und kein koscheres Restaurant in der Nähe, essen wir in gewohnter Weise auf Feos und Nataschas Zimmer von Mitgebrachtem. Hier übersetzt Michael das

²² Ein „Elfchen“ ist ein Gedicht mit elf Worten.

Gedicht und trägt es in Deutsch und Französisch vor. Yoels Kommentar an mich: „Barbara, wenn Margarete heute in Gurs bei uns gewesen wäre, mit ihren Kindern und Enkeln und Dir, dann wäre sie im Licht!“ Es ist sehr tröstlich, hier mit der Familie unterwegs zu sein, in dem Wissen, dass Margarete immer bei uns ist. Hier ihre Familie, Kinder und Enkel friedlich vereint zu sehen, das erfüllt wohl all ihre Wünsche. Und es ist ein großes Geschenk für mich, dabei zu sein. Ich hoffe sehr für Margarete, dass all ihre Nachfahren einmal hier herkommen und auch an diesen schrecklichen Orten ihren Wurzeln nachspüren.

Wir sagen uns: „Laila tow“, „Gute Nacht“. Ein ereignisreicher Tag geht zu Ende.

14. Oktober 2013

Rivesaltes - Les Milles - Marseille und der Abschied von Feo, Natacha und Yoel

Robin Mamrak, unser Guide in Rivesaltes, holt uns vom Hotel ab. Mit dem Auto geht es nur ein ganz kurzes Stück durch ein Industriegelände und durch Brachland, bis wir zur Baustelle der neuen Gedenkstätte für das sogenannte *Familienlager Rivesaltes* kommen. Auf einem Lageplan erklärte er uns, dass wir in unserem Hotel mit Pool und Palmen schon auf dem ehemaligen Lagergelände übernachtet haben. Robin, ein junger Deutscher, der hier sein freiwilliges soziales Jahr über „Aktion Sühnezeichen“ macht. Vier Wochen ist er erst hier. Er spricht sehr gut französisch, hat mir aber auch immer wieder übersetzt. Das hatte sich Michael bei der Anmeldung gewünscht - sehr fürsorglich.



In der Mitte Robin Mamrak



Auf dem Gelände des ehemaligen Lagers



Vor den ehemaligen Baracken

Das Gelände des ehemaligen Lagers wurde bis in die 1960er Jahre als Flüchtlings- und Gefangenenlager genutzt und ist heute noch zum Großteil militärisches Sperrgebiet. Auf dem ehemaligen Appellplatz wird derzeit eine große Gedenkstätte gebaut. Das Mémorial soll 2015 eingeweiht werden. Nachdem lange umstritten war, was mit dem Gelände passiert, hat sich nun eine Bürgerinitiative durchgesetzt. Der französische Staat steht endlich zu seinem Erbe und errichtet diese Gedenkstätte. Wie die Überreste des Lagergeländes mit seinen verfallenen Bauten genutzt werden wird, ist noch nicht geplant. Aber heute schon werden französische Schulklassen geführt. Das soll bald die Aufgabe von Robin sein. Er schenkt uns eine Materialmappe für Schulen und vielfältige weitere Informationsschriften.

Margarete, Moritz und Feo sind am 16. März 1941 aus Gurs hier her gekommen. Margaretes und Feos Bleibe: Ilot B, Baracke 25, Moritz war im gleichen Ilot in der Baracke 58 untergebracht. Also wieder die Trennung der Familie. Aber sie konnten sich wohl „freier“ besuchen. In Gurs herrschten so schlimme Zustände und eine Diphtherie-Epidemie drohte, die vor allem viele Kinder erfasst hatte. Da beschloss die französische Lagerverwaltung, einige Gefangene in andere Lager zu verlegen. Kranke und Alte kamen

nach Noé, Familien ins sogenannte *Familiencamp* nach Rivesaltes. Ein riesiges Lagergelände von ca. 600 ha und die Bedingungen waren noch schlimmer als in Gurs. Die klimatischen Verhältnisse, der Hunger und das Ungeziefer machte den Gefangenen hier noch mehr zu schaffen. Ruth schreibt:

„Rivesaltes, ein Lager, das nicht weit vom Mittelmeer entfernt lag. Die Lebensbedingungen dort waren hart, und der Schmutz war extrem. Endlose Baracken und natürlich auch dort Stacheldraht. Damals gab es 3000 Kinder im Lager Rivesaltes.“²³

Hier weht die meiste Zeit im Jahr ein übler Sturm, der unerträglich ist und die Ernährungslage wurde für die Internierten immer schlechter. So war es gegenüber dem Camp de Gurs keine Verbesserung für die Gefangenen.

Robin bringt uns Kopien der Karteikarten von Margarete, Moritz und Feo mit. Diese geben uns einen unmittelbaren Bezug zu den Dreien an diesem Ort. Auch hier kann Feo sich kaum an etwas erinnern. Sie kam kurz vor ihrem siebten Geburtstag hierher. Auch in Rivesaltes lebten viele Menschen zusammen in großen Steinbaracken, von denen heute noch viele Reste stehen. Dazwischen erhöhte Latrinenhäuser. Margarete schreibt über das Leben hier an die Familie im Ausland, nachdem sie einige Zeit, wohl wegen ihrer Unterleibserkrankung pausieren musste, in einem Brief vom 8. September 1941:

„Ich selbst überanstrengte mich nicht, obwohl ich von früh bis spät ununterbrochen beschäftigt bin. Ich gebe am Vormittag und Nachmittag Unterricht. Es ist aber nicht so schlimm wie vorher, da ich nur noch Mädels habe. Dafür muss ich für die Wäsche und Instandhaltung der Kleidung sorgen, ein bisschen kochen usw. Feochen ist nicht mehr ganz so süß wie vorher, folgt weniger. Schule hat es zum Glück jetzt auch, aber von da bis zur normalen Beschäftigung, wie sie so ein Kind haben müsste, ist doch noch ein großer Schritt.“²⁴

Schon sechs Wochen später hat sich ihre Situation wieder verändert. Sie berichtet in einem Brief vom 23. Oktober 1941:

„Ich habe sehr viel und sehr anstrengende Arbeit, sechs volle Stunden pro Tag. Am Vormittag und Nachmittag je nur eine kurze Pause von 15 Minuten. Alle Elementarfächer und (ohne, B.L.) Hilfsmittel zur Vorbereitung. Schwierige Arbeitsbedingungen, da die Klassen von den Nachbarräumen nur unvollkommen getrennt sind. Dazu sind die Kinder sehr ungleichmäßig vorgebildet und auch sehr von Ordnung, Arbeit und Regelmäßigkeit entwöhnt (in Gurs sehnten sie sich noch direkt nach Lernen). Ich bin ja auch nicht mehr die Jüngste. Zurzeit bin ich die einzige Lehrkraft aus Kreisen der Hébergés, die mit den jungen französischen Lehrern zusammenarbeitet. In der Mittagszeit muss ich versuchen Strümpfe zu stopfen und das, was sonst noch nötig ist, zu erledigen, da es jetzt früh dunkel wird, kann man abends wenig erledigen.“²⁵

Und trotzdem scheint auch ab und an ihr Humor durch, wenn sie schreibt:

„Es gibt schon herrliche Blumen. Über die Bereicherung meiner botanischen Kenntnisse bin ich nicht böse, aber als Naturwissenschaftlerin hätte ich gern darauf verzichtet, nähere Bekanntschaft mit manchen Teilen der Kleintierwelt zu schließen.“²⁶

Während der ganzen Zeit haben Margarete und Moritz intensiv ihre ersehnte Ausreise, erst zu Werner nach Argentinien und als das perspektivlos wurde, weil Argentinien keine Menschen mehr ins Land ließ, zu Ernst in die USA, betrieben. Welch Schock muss das für Margarete und Moritz gewesen sein, als sie in einem Brief vom 13. August 1941 von Ernst

23 Ruth L. David, Ein Kind unserer Zeit, Wiesbaden, 2. Aufl., S. 131

24 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 204

25 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 205

26 Ruth L. David, Ein Kind unserer Zeit, Wiesbaden, 2. Aufl., S. 132 (S. 229)

erfahren, dass Werner die Einwanderungspapiere für die Familie abgelehnt bekam?²⁷ Moritz war von Rivesaltes aus unter schwierigen Bedingungen mindestens zwei mal in Marseille beim Konsulat gewesen. Nun sollte mit aller Kraft die Ausreise in die USA zu Ernst und seiner Frau Ada, er hatte inzwischen geheiratet, betrieben werden. Es war den beiden aber klar, dass vom Lager Les Milles, in der Nähe von Marseille die Ausreisemöglichkeiten, wenn überhaupt, besser waren. So stellten sie einen Antrag auf Verlegung. Da sie sich aber unter den Lagerbedingungen in Les Milles nicht mehr um Feo kümmern konnten, mussten Margarete und Moritz sich in Rivesaltes schweren Herzens auch von Feo trennen. Ein Zitat aus einem Brief vom 23. Oktober 1941, macht deutlich, wie schwer dieser Schritt für Margarete und Moritz ist:

„... Wir haben nicht energisch dafür gesorgt (,dass Feo in ein Heim kam, B.L.). Erstens ist es schwer, auch das Sechste herzugeben, zweitens wollte es selber um keinen Preis, aber ein Fehler war's doch. Was körperliches Wohl und Erziehung anbetrifft, wäre das Kind sicher in einem Heim besser aufgehoben.“²⁸

Zwei Wochen vor der Verlegung nach Marseilles, am 12. Dezember 1941 kam Feo über die O.S.E. ins Kinderheim „La Maison Israélite de Refuge pour l'Enfance“, geführt nach jüdischen Glaubensregeln, in Crocq, Domaine des Granges, Dept. Creuse. Margarete schreibt am 25. Dezember 1941 aus Marseille:

„Feo ist seit 14 Tagen in einem Kinderheim und schreibt sogar selbst, goldig und sehr zufrieden.“²⁹

Im Mai 1942 schreibt sie:

„Feos Heimleiter ist ... sehr zufrieden mit ihr. Sie ist in einem jüdischen Kinderheim (...), besucht aber dabei die französische Dorfschule. Jetzt hat sie mal wieder über 14 Tage nicht geschrieben. Ihre Briefe sind entzückend. Ich schicke euch mal eine Stilprobe.“³⁰

Als ich auf der Autofahrt diese Aussage ihrer Mutter über Feo vortrage und mein Bedauern darüber zum Ausdruck bringe, dass ja leider keiner dieser Briefe erhalten geblieben ist, sagt Feo plötzlich: „Doch, ich habe einen! Hannah hat mir eine Kopie eines meiner Briefe an Mutter hinterlassen!“ Alle sind total erstaunt. Hannah ist ihre, mittlerweile verstorbene älteste Schwester. Ich kann es gar nicht fassen. Immer und immer wieder tauchen Zeugnisse der Vergangenheit auf, wenn ich mit Mitgliedern der Familien zusammen bin. Es ist unglaublich und auch für die Familie sehr wichtig! Feo verspricht mir, dass ich diesen Brief einsehen kann, wenn wir zurück in Paris sind.

Hier in Rivesaltes hatte Margarete wieder große Probleme mit ihrem Unterleib. Wohl eine Gebärmuttersenkung, die ihr schon in Deutschland zeitweise zu schaffen machte. Hier im Lager wurde eine dringend notwendige Operation abgelehnt.

Im Oktober 1941 äußert Margarete sich einmal tröstend ihrer Schwester Liese gegenüber, die nach England flüchten konnte, über die Situation in Nazideutschland:

„In unserer früheren Heimat hätten wir es auch nicht schön. Dabei bin ich gewohnt, alle Gerüchte mindestens durch zwei zu dividieren.“³¹

27 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 201 und 203

28 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 205

29 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 216

30 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 248

31 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 206

Ruth nimmt diese Bemerkung als untrügliches Zeichen, dass in Südfrankreich die sich immer mehr verschärfende Situation der Juden in Nazideutschland bekannt war. Fragt sich, was Margarete mit den „durch zwei dividierten Gerüchten“ gemeint hat: ob die *Gerüchteküche* übertrieb oder ob selbst hier, unter diesen unmenschlichen Bedingungen sie die Tatsachen, des sich anbahnenden Holocaust nicht wahrhaben wollten.³²



Gedenkstein an aus Baden und der Saarpfalz deportierten Juden

Unser Guide Robin zeigt uns zum Abschluss unserer Führung noch den offiziellen Gedenkplatz mit den verschiedenen Denkmälern. Die herzliche Verabschiedung findet mit dem Versprechen statt, dass Robin weitere Informationen über die Spuren der Familie und von Angehörigen und Freunden schickt und ich ihm ein Buch von Ruth zusende.

Eine Frage ist für mich, was aus den erhalten gebliebenen Materialien, zum Beispiel über die Lagerschule zu ersehen ist? Sind hier weitere Spuren von Margarete zu finden?

Dann die lange Fahrt nach Marseille/Les Milles, der letzten Station von Margarete und Moritz hier in Südfrankreich. Auf der Fahrt fragt Yoel mich, wie ich Margarete und Moritz heute, mit all meinem Wissen über sie und die Familie sehe: „Was denkst Du, was war sie für eine Frau? Was denkst Du, wie ging es Moritz?“ Ich nehme die Gelegenheit wahr, einmal eine Bilanz meiner bisherigen Arbeit zur Familiengeschichte im Allgemeinen und zu Margarete im Besonderen zu ziehen. Es ist offensichtlich, dass die Familie diesen Blick auf Eltern und Großeltern noch nie so in Betracht gezogen hat. Eine lebhaftete Diskussion entsteht, in der ich in meiner Sichtweise in weiten Teilen bestärkt werde.

Meine Weise, wie ich Margarete einschätze, habe ich auch im Titel dieses Reiseberichtes zum Ausdruck gebracht. Nachdem ich den Brief, den sie im September 1941 an die Familie schrieb, mit ihrer Aussage: „**Man darf ja trotz allem die Hoffnung nicht verlieren ...**“³³ las, bewegt mich dieser Satz von Ihr immer wieder. Nach allem, was sie erlebt hat, hat sie immer noch Hoffnung! Sicherlich sah Margarete schon als junge Abiturientin in Frankfurt in ihrem Jüdisch-Sein eine Begrenzung, Diskriminierung und Einengung ihrer Möglichkeiten, politisch brachte sie das durch die Hinwendung zur zionistischen Bewegung zum Ausdruck. Spätestens 1933 wurden ihr in Fränkisch-Crumbach die Auswirkungen der Machtergreifung der Nationalsozialisten auf ihr Leben bewusst. Schon im April diesen Jahres wurde ihre Schwester Liese durch die Nazis aus dem Staatsdienst entlassen und die Mutter schied einen Monat später aus dem Leben. Immer größere Bedrängungen, Schikanierungen und Misshandlungen musste sie ertragen und meistern. Ihre sechs Kinder durch diese Zeit bringen und ihren Mann nach Demütigungen und Verschleppung ins KZ Buchenwald immer wieder pflegen und seelisch aufrichten. Selbst musste sie körperliche und seelische Leiden verkraften. Und dabei war sie offensichtlich immer für die Gemeinschaft, Freunde und Bekannte bereit alles zu tun.

32 vergl. Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 212

33 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“ Briefe meiner Eltern vor Ihrer Deportation nach Auschwitz, Wiesbaden 2008, S. 203. Am 8.Sept.1941 schrieb Margarete dies aus dem Internierungslager Rivesaltes an ihre Kinder, ihre Schwester und deren Freundin

Und trotz allem Leid, Elend, Horror und Perspektivlosigkeit ist die Aussage: „Man darf ja trotz allem die Hoffnung nicht verlieren ...“ sicherlich ihr Motor, ihre Kraftquelle, das, was sie am Leben hielt. Für mich unglaublich, unfassbar. Margaretes Stärke wird mir hier in diesen Lagern nochmals eindringlich ins Bewusstsein gerufen. Ich denke, ich hätte resigniert, hätte aufgegeben.



Das Transit-Internierungslager Les Milles, das „Camp der Unerwünschten“ ist eine riesige ehemalige Fabrik mit entsprechendem Außengelände, durch Zäune von der Außenwelt hermetisch abgeriegelt. Diejenigen, die einen Ausreiseantrag gestellt hatten, mussten über das Lager Les Milles versuchen ins Ausland zu kommen. In Marseille waren die Konsulate und hier fuhren die Schiffe ab. Die Männer, so auch Moritz, waren in Les Milles in einer alten Ziegelei interniert. Er war der Gruppe 9 zugeteilt.

Einen Tag nach ihrer Ankunft in Marseille schreibt Margarete an die Familie:

„Ihr werdet sehr erstaunt sein über die Änderung meiner Adresse. Vor etwa 14 Tagen erhielten wir plötzlich den Bescheid, dass wir von Rivesaltes weggamen; dann wurde dies, nachdem wir schon mit Gepäck am Ausgang unseres Ilot waren, widerrufen; dann ging's wieder hin und her und schließlich klappte es doch, dass wir vorgestern abfuhren und gestern nach einer beschwerlichen Reise hier ankamen. Ich halte den Wechsel in jeder Hinsicht für eine Verbesserung, zumindest was mich selbst anbelangt. Von Moritz weiß ich noch nichts; ich hoffe aber, dass er in den nächsten Tagen Urlaub bekommt und mich besuchen kann. Er ist in einem Lager 30 Kilometer von hier, während ich in der Stadt mit anderen Frauen in einem großen Haus untergebracht bin. Von hier soll dann die Auswanderung besser betrieben werden können; hoffentlich klappt's auch einmal. Bis jetzt habe ich von der Stadt noch nichts gesehen. Wenn aber ein paar Tage herum sind, werde ich wohl überall herum gehen können. ...

Bis jetzt fühle ich mich hier sehr wohl, traf hier ein paar feine Menschen wieder, die ich im Camp lieb gewann und die bereits vor mir hierher gekommen waren. Sehr erfreulich war das Wiedersehen mit Helene (ihrer Cousine aus Hanau, B.L.), mit dem wir beide nicht mehr gerechnet hatten.“³⁴

Die Frauen lebten in Außenstationen, in drei Gebäudekomplexen in Marseille. Sie konnten sich frei bewegen, da sie durch eigene Arbeit selbst ihren Unterhalt verdienen mussten. Margaretes Adresse war: Hôtel du Levant, 36 rue Fauchier, Marseille mitten in der Innenstadt. Ruth fasst ihre Informationen über diesen Ort wie folgt zusammen:

„Auch das Hôtel du Levant war weit entfernt von einer normalen Unterkunft. Hunderte von Frauen lebten in diesem Gebäude auf engstem Raum. Je 20 waren in einem Zimmer zusammengepfercht. Geschlafen wurde auf Etagenbetten. Privatsphäre und Ruhe gab es nicht. Das Licht wurde früh gelöscht, ein unglaublicher Eingriff in das Leben erwachsener Menschen. So musste Mutter nach einem Tag voll harter Arbeit die Briefe an ihre Lieben immer auf dem Bett sitzend schreiben, wohin durch die obere Wandabtrennung ein wenig vom Schein des Korridorlichts fiel.“³⁵

Verrückt, denke ich. Frauen werden in patriarchalen Gesellschaften ja nie für wichtig genommen, das drückt sich auch hier aus: sie müssen nicht eingesperrt sein, sie sind „nur“ die Anhängsel der feindlichen Männer! Als ich das zum ersten Mal hörte, dachte ich:

³⁴ Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 216

³⁵ Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 220

Patriarchat selbst an diesen unmenschlichen, fürchterlichen Orten!
Aber wie und wo konnten die Frauen alle Arbeit finden? Wer gab ihnen bezahlte Arbeit?
Wie war es überhaupt möglich, dass sie ihren Lebensunterhalt selbst verdienten?

Margarete fand als Haushaltshilfe Arbeit, in einer jüdischen Familie, die aus Ungarn hierher geflüchtet war. Sie arbeitete schwer als Putzfrau, Kindermädchen und erledigte den ganzen Haushalt für die Familie. In einem Brief an ihre Schwester Liese, die ja auch nur nach England flüchten konnte, weil sie bereit war, für wenig Lohn als Hausangestellte zu arbeiten, schreibt sie in Bezug auf ihren bevorstehenden 50. Geburtstag:

„Ganz gewiss hätte ich nie gedacht, dass ich mit 50 Jahren in Marseille für anderer Leute Kinder unter einem blühenden Lorbeerbaum Windeln waschen würde; immerhin eine nützliche und ehrenhafte Beschäftigung.“³⁶

Sie versucht ihre Schwester zu trösten:

„Liebe Liese gräm dich nicht, dass du schwere Putzfrauenarbeit tun musst. Du hast dann doch ein eigenes Heim.“³⁷

Und an anderer Stelle in diesen Brief schreibt sie:

„Auch für mich bedeutet der Domestic-Beruf keine reine Freude, besonders wenn die „Chefin“ halb so alt ist wie man selbst, sich aber für doppelt so tüchtig hält (manchmal glaube ich dann selbst an meine Untüchtigkeit. Nach den hinter mir liegenden anderthalb Jahren brauchte man sich nicht darüber zu verwundern). Immerhin hat man mir, als die Frau in der Klinik war, recht gern und zuversichtlich Kinder und Wohnung und alles Zubehör anvertraut.“³⁸

Und in einem späteren Brief erzählt sie:

„... bei meinen Freunden, wo ich arbeitete, waren außer unseren drei Kindern noch zwei von der anderen Schwester der Frau zu Besuch, die bestimmt den Unartigkeitsrekord von Südfrankreich halten, von der etwas merkwürdigen Mama ganz zu schweigen.“³⁹

Zu ihrer allgemeinen Lage schreibt Margarete im April 1942, vier Monate vor ihrer Ermordung in Auschwitz:

„Trotz allem und alledem bedeutet der heutige Zustand eine solche Verbesserung gegen vorher, dass ich froh und glücklich bin und wünsche, er möchte vorläufig anhalten. Dumm ist nur, dass ich von Moritz getrennt bin. Für ihn hat sich kaum etwas verbessert. Wir sehen uns sehr selten. Jetzt sind schon wieder etwa fünf Wochen seit seinem Hiersein vergangen. Er hat für Morgen Urlaub eingereicht. Ob er ihn erhält, ist noch ungewiss.“⁴⁰

Der *Urlaub* wurde nicht bewilligt. Sie werden sich erst Anfang Mai wiedersehen. In einem Brief an Ruth schreibt Margarete ergänzend:

„Jedes von uns acht Familienmitgliedern wohnt doch an einem anderen Ort! Auch ich habe keinen heißeren Wunsch als den, Euch alle bald wiederzusehen.“⁴¹

Auch hier in Marseille plagten Margarete ihre Unterleibsschmerzen und sie macht einen erneuten Behandlungsversuch. Am 14. April 1942 schreibt sie nach England:

„Ich selbst will diese Woche auch noch zum Arzt und mich, wenn irgend möglich, in ein Krankenhaus einweisen lassen. Die alte Frauengeschichte verlangt jetzt energische Behandlung. Dort werde ich vermutlich meinen 50. Geburtstag verleben. Dank für die diesbezüglichen Glückwünsche. Ich sehe so wenig Aussicht, wie sie sich erfüllen könnten. Es kommt zwar immer anders als man denkt. Kommt wohl auch einmal eine unerwartete Besserung?“⁴²

36 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 229

37 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 206

38 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 228

39 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 233

40 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 228

41 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 235

42 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 229

Für die Krankenhausbehandlung muss sie ihre Arbeit bei der jüdischen Familie aufgeben.
Am 27. April 1942 schreibt sie an Ernst und Ada in die USA:

„... Als ich sie (die Familie, bei der sie gearbeitet hat, B.L.) vor zwei Tagen in gutem einvernehmen verließ, tat sowohl der ganzen Familie wie mir selbst der Abschied sehr leid. ... ich selbst entschloss mich zu einem Schritt, den ich schon längst hätte tun sollen. Ich bin seit heute im Krankenhaus. ... Die Sache soll ganz einfach sein, und es ist sicher besser, sich jetzt reparieren zu lassen als später; aber ein bisschen mies ist mir doch davor, obwohl ich sonst nicht feige bin.“⁴³

So schaffte Margarete es, in einem Krankenhaus in Marseille operiert zu werden. Sicherlich hatten Moritz und sie Verwandte bitten müssen, Geld für die Operation zu schicken.⁴⁴ Margarete war vom 26. April bis Anfang/Mitte Juni 1942 im Krankenhaus. Erst Ende Juni fühlte sie sich wieder in der Lage, nach neuer Arbeit zu suchen. Am 6. Mai, zwei Tage vor ihrem 50. Geburtstag, wurde sie operiert und ausgerechnet an diesem Tag besuchte Moritz sie. Sie schreibt am 26. Mai 1942 aus dem Krankenhaus an die Familie:

„Ausgerechnet war Moritz, den ich vorher zwei Monate nicht sah und jetzt wieder drei Wochen nicht, gerade an diesem Tag da. Ich hätte es ihm gerne erspart. Der Eingriff war doch gründlicher ... Ich habe aber den deutlichen Eindruck, dass man hier medizinisch auf der Höhe ist und dass ich in den besten Händen bin. Umso mehr empfinde ich es als Glück von Gott, dass ich von Rivesaltes weg und hierher gekommen bin.“⁴⁵

Dieses Ereignis am Ende ihres Lebens hat für mich auch etwas Tröstliches: Margarete hat durch die Operation noch einmal einige Tage in behutsamer Atmosphäre, gut umsorgt, unter Menschen, die ihr nicht feindlich gegenüberstanden, leben können. Sie schreibt im selben Brief drei Wochen nach der Operation:

„Weißt Du noch, liebe Liese, wie wir es uns früher als das Unangenehmste vorstellten, in einem Krankenzimmer zu liegen? Nun nach allem Vorangegangenen bin ich glücklich, mit etwa zehn anderen Frauen in einem hellen, luftigen Saal zu sein und ein schönes, weiß bezogenes Bett zu haben. Das Beste ist aber, dass die Heilung nach Wunsch vor sich geht und ich spüre, wie es von Tag zu Tag besser geht. ... Übrigens kann ich gar nicht sagen, wie angenehm ich es empfinde, dass so viele Menschen, zum Teil solche, die ich kaum kenne, nett zu mir sind. Fast alle Tage habe ich Besuch; es kommen Frauen, die ich flüchtig in unserem Hébergé-Zentrum kennengelernt habe, und stecken mir gute Dinge zu, obwohl sie selbst wenig haben. Auch Pflegerinnen und die übrigen Kranken sind so, wie man es nur wünschen kann.“⁴⁶

Margarete resümiert am 29. Juni 1942:

„Die Operation ist von einem ersten Professor vorzüglich ausgeführt. Ich wurde behandelt wie erste Klasse und habe mich trotz der schwierigen Lebensumstände überraschend gut erholt, fühle mich viel besser als vorher.“⁴⁷

Ich empfinde es als ein Wunder, nach all den Gräueltaten und den Ungerechtigkeiten, die ihr in den letzten Jahren widerfahren sind, dass sie noch einmal von sich sagen kann: „Es geht mir gut.“⁴⁸ Und dass sie die Situation wahrnehmen und offensichtlich genießen kann. Vielleicht hat sie in diesen Tagen im Krankenhaus, bei all der Anerkennung und Fürsorge, die ihr angetan wurde, auch *auftanken* können, für den allerletzten und schwersten Weg, der ihr so bald danach bevorstand? Ich hoffe es sehr ...

Diese Aussagen von Margarete weisen für mich auch darauf hin, dass sie, wie schon immer in ihrem Leben, sehr aktiv war, in der Zeit der Gefangenschaft und Internierung,

43 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 233

44 vergl. Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 241

45 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 246

46 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 247

47 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 250

48 vergl. Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 250

dass sie sehr viel Arbeit für das Gemeinwohl geleistet hat und dass die Menschen um sie herum ihre freundlich, aufgeschlossene und da wo es eben ging, auch humorvoll aufbauende Art, wahrgenommen und zu schätzen gewusst haben. All das wird ihr jetzt, wie sich bald herausstellt, am Ende ihres Lebens nochmals vor Augen geführt. Wie in einer schicksalhaften Lebensbilanz.

Als ich der Familie während der Weiterfahrt davon berichte, sind alle ganz betroffen. Mir wird deutlich, dass sie ihre Mutter und Großmutter nie so gesehen haben. Dadurch, dass all diese Informationen ja schriftlich nur in Deutsch und Englisch zugänglich sind, Sprachen, die sie gar nicht oder nicht so perfekt beherrschen, hätten sie nur über Ruths mündliche Übersetzungen ins Französische Zugang dazu gehabt, aber diese Gespräche stehen sicherlich noch aus. Ruth erzählt später, dass es eine Übersetzung der Briefe ins Französische gibt, eine Freundin von ihr, Jeanette Garnier hat sie vor Jahren für die Familie gemacht.

Aber weiter in ihrer Geschichte in Marseille. Margarete hatte Glück, das sie neben vier Privat-Nachhilfestunden bei Bekannten⁴⁹ wieder eine Anstellung bekam. Am 5. Juli, eineinhalb Monate vor ihrer Ermordung schrieb sie:

„Wahrscheinlich kann ich mich ab nächster Woche wieder etwas betätigen, für einen kleinen Jungen sorgen, dessen Eltern berufstätig sind und so ein bisschen helfen. Hoffentlich ist es etwas Rechtes. Ich möchte doch so gern wieder etwas für Vater sorgen können.“⁵⁰

Und diese Arbeit stellte sich dann als Segen für Michael und Feo heraus, durch diesen Kontakt, kurz vor der Deportation der Mutter, konnten sie überleben. Denn wie immer nutzte Margarete jede Chance, die sich ihr bot. Bei dieser Familie, Paulette und Robert Sommer, wuchsen Michael und Feo nach der Zeit des Nationalsozialismus in Paris auf.⁵¹



Die Ziegelei, in der das Internierungslager war. Heute ist dort die Gedenkstätte zu finden. (re)

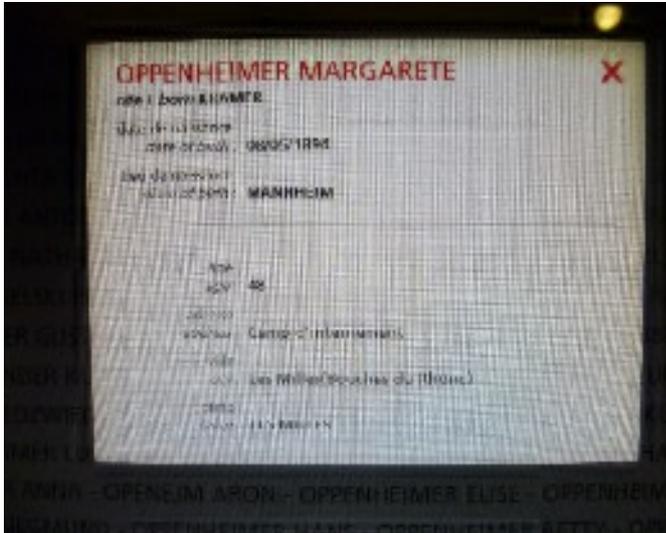
Aber zurück in die Gedenkstätte nach Les Milles. Auch im Museumskonzept zeigt sich die „Unsichtbarkeit“ der Frauen deutlich: nichts über die Unterbringung der Frauen in Marseille, kaum die reine Information darüber und schon gar nichts über Gründe und die Lebensbedingungen dieser Frauen. Sie tauchen im Konzept erst dann auf, als die Deportation nach Auschwitz befohlen wurde. Da wurden die eingelieferten Frauen in die oberste Etage der ehemaligen Ziegelei gepfercht. Das ist dokumentiert. Ich laufe lange durch die riesige, sehr informative Ausstellung, werde immer unruhiger, unzufriedener ... bis Natacha mich endlich auf eine Installation aufmerksam macht, die mir

49 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 250

50 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 251

51 vergl. Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 265

meine Unruhe und Nervosität erklärt: Ich habe überall nach Spuren von Moritz und Margarete gesucht! Spürte: das kann doch nicht wahr sein, dass hier, an diesem Ort gar nichts von ihnen geblieben ist! Das nicht jedes einzelnen Menschen, der das hier erliden und ertragen musste, gedacht wird und sie alle gewürdigt werden! Das machte mich ganz nervös und unzufrieden, ja ärgerlich!



Und dann die Erlösung durch eine Bildschirminstallation, auf dem interaktiv alle Namen der Gefangenen zu lesen sind. (li) Ein Fingertipp auf einen Namen gibt einfache Informationen zu der Person preis. Und da endlich hat Natacha ihre Großeltern gefunden - welch ein Segen! Auch wenn das Geburtsdatum von Margarete falsch ist und auch der Wohnort von beiden mit *Krumbach* angegeben ist. Egal, es wird bezeugt, dass sie da waren. Sie sind es und das ist mir ganz, ganz wichtig!

Sie dürfen nicht ausgelöscht, ungenannt sein. Ich werde mich mit Michaels Hilfe bemühen, die Daten korrigieren zu lassen. Und ich finde auch Helene Friedmann, Margaretes Cousine aus Mannheim und die Freundin von Ruth aus Mannheimer Kinderheim-Zeiten: Anneliese Kahn in dieser Aufstellung.

Hier also haben Margarete und Moritz die letzten Tage ihres Martyriums in Südfrankreich verbracht. Margarete hat geahnt, was ihnen bevorstand, das hat sie in ihrem Abschiedsbrief an die Familie zum Ausdruck gebracht.

„Wieder stehen wir vor einer schweren Schicksalswende und müssen wieder wandern. Kann sein, dass die Kinder bleiben können, wo sie sind und ich mich selbst entscheiden darf. Ich versuche dann bei Moritz zu bleiben. Die Kinder sollen untereinander den Zusammenhalt wie bisher bewahren. ... Sie sollen gute Menschen und trotz allem gute Juden werden und in Liebe an uns denken wie wir an sie.“⁵²

Ruth kommentiert:

„Mutter schien zu wissen, was auf sie zukam. Die ‚Schicksalswende‘, von der sie in ihren letzten Briefen schrieb, klang nach Endgültigkeit. Auch Vater hatte in keinem seiner Briefe je ein „Lebe wohl“ geschrieben, wie er es nun im Brief an Werner tat“⁵³

Margarete hat auch in diesen letzten Stunden, die ihr vor dem Abtransport geblieben sind, Wichtiges geregelt. Den Eheleuten Sommer, Juden, die aus den von Nazis besetzten Paris hierher geflüchtet waren, bei denen sie kurz vorher Arbeit gefunden hatte, hat sie das Versprechen abgenommen, dass sie sich, wenn sie überleben, um Michael und Feo kümmern. Hier hat es wohl eine heftige Auseinandersetzung zwischen Robert Sommer und Margarete gegeben, weil er nicht akzeptieren wollte, dass Margarete „freiwillig“ mit

⁵² Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 258

⁵³ Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 264

Moritz gehen wollte. Herr Sommer hat sicherlich immer noch die Hoffnung gehabt, dass Margarete gerettet werden kann, wollte sicherlich nicht den letzten Funken Hoffnung aufgeben, auch um der Kinder willen, auch wenn es noch so perspektivlos war.⁵⁴ Aber Margarete hatte sich entschieden und ließ sich nicht beirren. Wie so oft in ihrem Leben sah sie auch in den schwierigsten Situationen noch Möglichkeiten der eigenen Gestaltung, der Selbstbestimmung. Sie hatte wohl erlebt, wie ihre Cousine Helene Friedmann Tage vorher abgeholt wurde.⁵⁵ Und sie hat entschieden, dass ihr Platz an der Seite von Moritz ist, für ihre Kinder hatte sie alles getan, was in ihren Kräften und Möglichkeiten stand. Vier Kinder wusste sie im sicheren Ausland, für die Zwei in Frankreich hatte sie große Hoffnungen, vielleicht auch großes Vertrauen, dass sie überleben könnten. So ging sie am 11. August 1942 nach Les Milles ins Lager zu Moritz, nachdem dieser sie telegrafisch über seine bevorstehende „Abreise“ informiert hatte.⁵⁶ Cousine Helene traf sie schon nicht mehr an. Sie wurde mit dem ersten Deportationszug am 11. August 1942 morgens um 8 Uhr nach Drancy verfrachtet.⁵⁷

Zum Abschluss unseres Besuches in Les Milles folge ich den Spuren auf dem letzten Weg von Margarete und Moritz, zum Bahnhof von Les Milles. Es ist nicht weit, aber bestimmt ein schwerer Weg. Zeugen bestätigen, dass die Menschen gedemütigt, drangsaliert, geschlagen, misshandelt wurden. Bei Fluchtversuchen galt Schießbefehl. Durchgeführt wurden diese Deportationen von der französischen Wachmannschaft, verstärkt durch eine Einheit der Gardes Mobiles de Reserve.⁵⁸



Hinweisschild am ehemaligen Bahnhof



Blick aus dem Fenster des Lagers auf den Bahnsteig



Transportwagen am Bahnsteig

Auf einem jetzigen Museums-Gleis steht einer der Wagons mit denen Margarete und Moritz nach Drancy verfrachtet wurden. Und es ist ausgerechnet ein Wagen aus dem Transport, in dem Margarete und Moritz von Drancy aus in die Vernichtungslager nach Auschwitz gefercht wurden: Nummer 20. Mit ihm mussten sie am Morgen des 17. August 1942 auf ihre allerletzte Reise von Drancy in die Vernichtungslager nach Auschwitz gehen; Beklemmend vor so einem Wagon hier an diesem Ort zu stehen. Was sind das für Menschen, die sich so etwas ausdenken, die es befehlen und die die Befehle ausführen? Was geht in den Menschen vor, die in so einen Wagon gezwängt werden? Ich kann sehr mitfühlen, dass Margarete Moritz hier nicht alleine lassen konnte, dass sie sich nicht auch noch von ihm trennen konnte und ich kann nur weinen ... Auch hier nehme ich zwei Steine und lasse meine Kastanienfrucht aus Deutschland hier: Möge ein Baum für die Versöhnung wachsen.

54 vergl. Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 265

55 vergl. Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 265

56 vergl. Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 266

57 vergl. Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 266

58 vergl. Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 266

Michael äußert, dass sein Vater vielleicht auf diesem Weg nach Auschwitz gestorben ist. Er glaubt nicht, dass Moritz Auschwitz lebend erreicht hat, weil er doch so schwach, so krank war. Das ist möglich. Vielleicht ist es aber die große Hoffnung eines Sohnes für seinen Vater, dass er in den Armen seiner Frau sterben konnte und nicht getrennt von ihr in den Gaskammer elendig umgebracht wurde.

Michael, Feo, Natacha und Yoel waren noch in einem anderen Teil des Lagermuseums, sie kommen jetzt auch hierher an den Wagon. Ich wünsche mir zum Abschluss unserer gemeinsamen Reise, dass ich ihnen meine Geschichte, meine Erkenntnisse der Zeit nach meinem Besuch bei ihnen in Israel im Januar berichten kann. Hier ist genau der richtige Ort dafür!

Ich knüpfe an mein Jerusalem-Erlebnis⁵⁹ an, das sie aus meinem Reisebericht kennen: Mein Grundlebensgefühl, dass ich mich mir selbst gegenüber immer fremd fühlte, war dort in der Altstadt von Jerusalem plötzlich weg. Und ich erzähle ihnen von meinem Weg danach, der mich nochmals in eine ganze neue Auseinandersetzung mit meinen verstorbenen Eltern gebracht hat, bis zu der Erkenntnis: Meine Eltern waren Nazis! Meine Eltern waren nicht nur *Mitläufer*, *Verführte*. Das sind Begriffe, die meiner Meinung nach nicht passen. Meine Eltern fanden in ihrer Jugend und als junge Erwachsene ihre Zukunft in Hitler und der Nazipolitik, für sie war es *die* Lebensperspektive. Und als das alles nach 1945 zusammenbrach, waren sie nicht nur äußerlich perspektivlos, sondern vor allem auch seelisch gebrochene Menschen, die keinen Halt, keine Orientierung hatten. Und denen auch gesellschaftlich kein guter Weg aufgezeigt wurde, dies zu verkraften und zum Guten zu wenden. Es machte sie stumm! Was ihnen blieb, war zu schweigen und sich in Wirtschaftswunder und Oberflächlichkeit zu fügen.

Ihre innere Perspektivlosigkeit gaben sie an mich weiter, zu meinem Glück eingebettet in grenzenlose Liebe und Zuneigung zu mir. Aber ihr Schweigen ließ mich nicht an ihren Erfahrungen teilhaben, so lief ich in die gleiche „Falle“ wie sie. Meine „Falle“ war die Mitgliedschaft in einer der „K-Gruppen“ Anfang der 1970er Jahre, in der ich unter anderem Tyrannen wie Stalin und Mao Tse Tung unterstützte und eine Politikperspektive der „Diktatur des Proletariats“. Für mich ist es heute erschreckend, wie wir damals die Geschichte unserer Eltern „blind wiederholten“. Heute kann ich öffentlich dazu stehen, aber es macht mir auch Angst und ich schäme mich.

Es ist wunderbar, wie die Familie Oppenheimer so einfühlsam auf meine persönliche Geschichte reagiert - danke, ich fühle mich verstanden und akzeptiert. Lange Jahre habe ich mich nicht getraut, in die persönliche Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus und des Holocaust zu gehen. Fand bei all dem Schrecken und Entsetzen keine wirkliche Perspektive. Dann lernte ich Ruth David kennen und ihre unglaublich klare, einfühlsame und wohlthuende Art, mit Deutschen über diese Zeit zu sprechen. Das hat mir Mut gemacht, Mut, mich selbst damit auseinanderzusetzen. Irgendwo habe ich einmal eine auf mich sehr zutreffende Aussage gehört: Es braucht die Zugewandtheit der Opfer, sich mit den Tätern und deren Taten auseinanderzusetzen! Eine merkwürdige, unglaubliche Allianz.

Dies alles schreibe ich mit einem tränenden Herzen an Michaels Schreibtisch in seiner Wohnung, mit Blick über die Dächer von Paris unter fast blauem Himmel. Einem Himmel, den Margarete auf ihrer letzten Reise in den Tod hier auch gesehen hat. Gleich werde ich mit Michael nach Drancy fahren, an den Ort des Sammellagers der Juden, von dem die Auschwitz-Transporte in den Tod

59 siehe Barbara Linnenbrügger, So viel "Massel tow" (gutes Glück) - Reisebericht Israel - 14. bis 23. Januar 2013, Reichelsheim 2013 (unveröffentlichtes Manuskript)

abfahren. Ich wünsche mir, dass ich es schaffe, im nächsten Jahr auch noch den allerletzten Weg von Margarete nachzuvollziehen - die Fahrt nach Auschwitz.

Unsere gemeinsame Reise geht zu Ende. Wir fahren zum Flughafen. Abschied von Feo, Natacha und Yoel. Sie bedanken sich nochmals besonders bei mir, dass ich die Initiative zu dieser Reise gegeben habe und sie mit so vielen Informationen über ihre Familie und die damaligen Umstände bereicherte. Sie sagen: „Ohne dich hätten wir diese Reise mit unserem Vater und unserer Tante nicht gemacht und sie war gut und wichtig für uns!“ Ich wünsche mir beim Abschied von Yoel, dass er so eine Reise eines Tages mit seinen Kindern und Enkelkinder macht. Er lädt mich erneut nach Israel ein. „Wir sehen uns in Israel“, sagt er zum Abschied. Die drei fliegen nach Paris und die Geschwister noch heute Abend weiter nach Tel Aviv. Sie müssen beide morgen arbeiten. Michael und ich steigen in den Flughafenbus zum Bahnhof, der TGV nach Paris wartet auf uns. Dreieinhalb Stunden quer durch Frankreich, leider ist es dunkel und wir sehen nichts vom Land. Ich nutze die Gelegenheit Michael nochmals ganz viel zu fragen und seine Erzählungen per Tonband aufzuzeichnen. So verfliegt die Zeit sehr schnell. Wir lachen viel über die unmöglichen Streiche, die Michael als Kind gemacht hat. Aber es sind auch Bedrückung und Tränen im Spiel. Für mich wird in diesen Erzählungen auch Margarete lebendig. Ich denke: Sie sitzt neben uns auf dem freien Platz und amüsiert sich köstlich über ihren Sohn. Denn vieles von dem, was Michael erzählt, hat sie ja als Mutter damals nicht mitbekommen. Und ich glaube, sie ist stolz auf ihn und glücklich darüber, zu wissen, dass er ein so langes Leben leben kann.

Wenn es wirklich so etwas gibt, wie ein „Leben nach dem Tod“, dass die Seele eines Menschen nicht stirbt, dann erlebe ich das mit dieser Arbeit, mit Margaretes „Leben“ nach ihrem Tod. Eigentlich ist sie immer bei mir, leitet mich oft zu gutem Tun an. Gibt mir Hinweise, wünscht sich Einiges, das ich tun soll. Ich verstehe es nicht, aber es ist gut.

Margarete ist neben meiner persönlichen Entwicklung der zweite große Motor meines Handelns, meines Denkens und Fühlens mit dieser Arbeit. Seit damals, im Seminar bei Ziriah, als sie als unterstützende Ahnin im Ritual zu mir kam, hat sie mich nicht verlassen. Ja, es geschieht auch manchmal, wenn ich mich im Alltagsgewusel „verliere“, dass sie mich ruft: „Barbara, es ist Zeit einen Schritt weiter zu gehen.“

So war es auch mit dieser Reise, es war eine spontane Eingebung, in der Margarete mir sehr nahe war. Als ob es ihr wichtig war, dass diese Reise so geschah, wie wir sie jetzt erlebt haben. Ähnlich war es im Frühling, als ich mit Ruth und ihrer Tochter Margaret in Nordengland auf den Spuren von Liese Krämer, Margaretes Schwester und Ruth selbst unterwegs war. Es hat immer auch etwas damit zu tun, dass Margarete durch mich ihre Familie zusammenruft, dass sie bemüht ist, die Familientradition weiterzugeben, dass sie möchte, dass die Kinder und Kindeskinde wissen, was geschehen ist, was ihre Wurzeln sind. Das diese Wurzeln lebendig an die nächste Generation weitergegeben werden. Sie möchte die Familie im guten Einvernehmen zusammenbringen. Das Vermächtnis, dass sie in ihren letzten Briefen aus Marseille der Familie gegeben hat, soll sich auch auf diesem Weg erfüllen.

Ankunft in Paris um Mitternacht. Natachas Freundin, Françoise macht es wirklich wahr und holt uns so spät noch ab. Eine wunderbar herzliche Frau. Wir haben uns sofort mit ein paar Wörtern Deutsch, Französisch und Hebräisch und natürlich Michaels hin und her Übersetzungen sehr gut verstanden. Irgendwie kamen wir über das Schulthema - sie ist Lehrerin in einer *Mutterschule* - auf das Singen von Kinderliedern. Und so sang ich den „BiBaButzemann“ und „Alle meine Entchen“. Sie kennt meine Aktion für Reut in Israel.⁶⁰ Sie stimmte „Bruder Jakob“ an und Michael sang mit einem Mal von hinten: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“. Er erinnerte sich plötzlich an das Lied, das seine Mutter mit ihm in Fränkisch-Crumbach gesungen hat. Wieder einmal so eine grandiose Geschichte.

⁶⁰ Im Januar 2013 war ich auf Einladung des Familie zehn Tage in Israel und lernte dort u.a. auch Michaels Enkeltochter Reut, die Enkelin von Yoel kennen. Für sie sang ich zu ihrer hellen Freude die deutschen Kinderlieder

15. Oktober 2013
Paris: Drancy und mehr



Haus des Gedenkstätte

Die Gedenkstätte an das Sammel- und Durchgangslager in Drancy beeindruckt ähnlich wie das Mémorial in der Innenstadt von Paris nicht nur durch seine inhaltliche Präsentation, sondern auch durch seine Sicherheitsvorkehrungen. Wenn man nicht weiß, wo es ist, hat man kaum eine Chance es zu finden. Keine Hinweisschilder auf dem Weg dorthin. Am Haus nur ein Minischild an der Tür, sonst nur Glas und Beton. Aber schon vor der Tür ein martialisch aussehender Sicherheitsbeamter, an dem man nicht ohne Weiteres vorbeikommt. Wir sind erschüttert darüber, das offensichtlich „Verstecken und Abschottung“ immer noch mehr Sicherheit bietet, als auf den öffentlichen Schutz zu vertrauen, auch hier in Frankreich.

In der Museumsetage ist eine ansprechend aufbereitete Ausstellung über das Lager zu erkunden, sehr informativ.

Immer wieder finden sich sehr anschauliche Zeichnungen und Gemälde von Gefangenen, die die fürchterliche Alltagssituation drastisch darstellen. In einer weiteren Etage befindet sich ein Informationszentrum. Hier bekommen wir von einem netten Mitarbeiter Detailinformationen auch über das, was dort von Margarete und Moritz dokumentiert ist. Es belegt eindeutig, dass auch Moritz hier war und auf den unheilvollen Weg nach Auschwitz geschickt wurde.



ehemaliges Lagergelände, im Vordergrund das Mahnmal und der Deportationswagon



Mahnmal



Deportationswagon

Draußen auf dem Gelände mitten zwischen den Häuserzeilen, die heute wieder als Wohnungen genutzt werden, steht das große Denkmal und dahinter ein Gleisstück mit einem Viehtransportwagon. Michael erzählt, dass damit im ersten Weltkrieg u.a. die Pferde der Armee verfrachtet wurden.

Hier auf dem Gelände erinnert sich Michael daran, dass er 1947 mit seinem Pflegevater, Robert Sommer zu einer ersten Gedenkveranstaltung für die in die Vernichtungslager deportierten Menschen gegangen ist.

Michael hat zu Hause das Abendessen bereitet und wir haben zusammen mit Miriam gegessen. Ein Schöner Abschluss des Tages- Laila tow.

16. 10. 2013

Paris - Mannheim - Heppenheim - Reichelsheim

Wir fahren mit der Metro zu Feo, sie hat mich zum Abschluss dieser Reise zu sich nach Hause eingeladen. Ein Essen wartet auf uns. Es ist zu Beginn etwas schwierig, weil Feo mehr in der Küche steht, als mit uns zu sein. Dann kommt noch ein Bekannter zu Besuch.

Aber endlich sitzen wir um den gemütlichen Esstisch im Wohnzimmer und ich kann Feo fragen, wie die Reise für sie war. „Schwer!“, sagt sie auf deutsch und dann übersetzt Michael: „Aber es war gut, dass ich die Reise gemacht habe.“

Und dann gilt meine Frage natürlich auch dem Brief, den sie aus dem Kinderheim an ihre Mutter geschrieben hat. Sie sucht und findet schnell. Sie ist sehr erstaunt darüber, dass sie in Deutsch geschrieben hat. Sie dachte, dass sie nie Deutsch schreiben gelernt hat. Michael erkennt auch die Mischung, der Wochentag ist in Französisch geschrieben. Und dann lese ich vor:

„Sonntag, den 8. März 1942

Meine liebe, gute Mama!

hast du wieder einen Brief von Onkel Gustav bekommen? Ich glaube, dass er schon tot ist. Wenn ich daran denke, wie er gelähmt war, kommen mir die Tränen. Aber ich muss vernünftig sein.

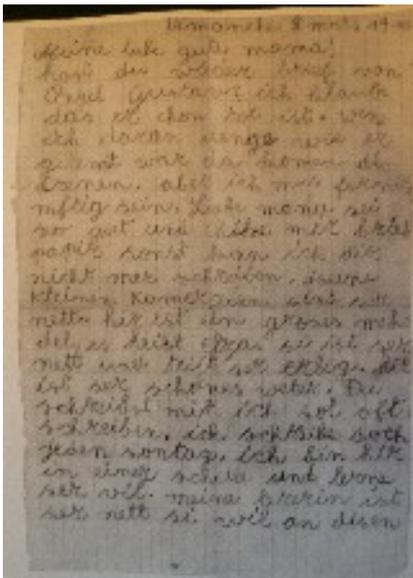
Liebe Mama, sei doch so gut und schick mir Briefpapier, sonst kann ich dir nicht mehr schreiben. Meine kleinen Kameraden sind sehr nett. Hier ist ein großes Mädels, es heißt Elsa. Sie ist sehr nett und teilt sehr ehrlich.

Hier ist schönes Wetter. Du schreibst mir, ich soll oft schreiben. Ich schreibe doch jeden Sonntag.

Ich bin hier in der Schule und lerne sehr viel. Meine Lehrerin ist sehr nett, sie will an diesen Brief dranschreiben.

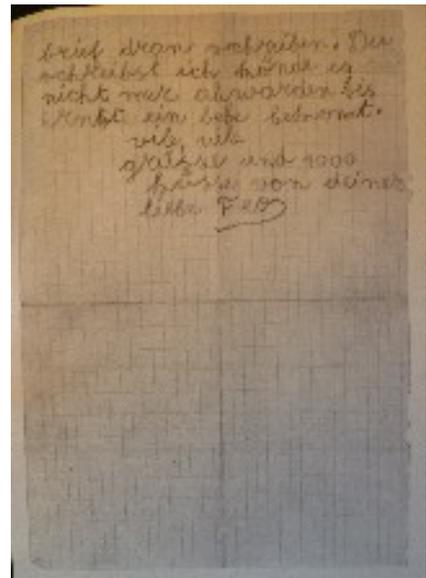
Du schreibst ich könnte es nicht mehr abwarten, bis Ernst ein Baby bekommt.

Viele, viele Grüße und 1000 Küsse von deiner Feo“



Feos Brief vom 8.3.42, den sie aus dem Kinderheim an ihre Mutter schrieb.

Feo ist am 26. 4. 1934 geboren, sie ist also knapp 8 Jahre alt, als sie diesen Brief auf den Weg zu ihrer Mutter brachte. Margarete schrieb in ihrem Brief an die Familie am 25. Januar 1942:



„Seit etwa zwei Monaten ist Feo weg und zwar in einem Kinderheim ziemlich weit weg von hier. Zuerst schrieb sie sehr glücklich und vergnügt. Sie hat ja nie richtig Deutsch schreiben lernen können und überhaupt wenig Unterricht gehabt. So ist ihre Rechtschreibung sehr schlecht, aber sie kann sich doch sehr gut ausdrücken. Im letzten Brief klagt sie über Heimweh.“⁶¹

Und immer wieder heißt es in den Briefen an die Familie, dass Feo so goldig schreibt und Margarete kündigt an, *Stilproben* zu schicken. So ist Feos Brief wohl zu Hannah gekommen und Hannah hat Feo die Kopie gegeben.

Mir geht beim lesen oft die Stimme weg, so gerührt bin ich. Dass sie soviel wusste von der Situation der Familie und von Onkel Gustav und weiß, dass sie vernünftig sein muss! Feo hat diesen Brief noch nie auf Deutsch gehört, weiß nicht mehr, dass sie damals so viel mitbekommen hat und was sie bewegte ... Jetzt geht sie relativ schnell zu anderen Themen über. Und wieder hoffe ich sehr, dass es ihr gut tut, sich jetzt an die vergangene Zeit zu erinnern.

Ich frage nach weiteren Dokumenten. Feo holt eine Bescheinigung aus Drancy hervor, in der zu lesen ist, dass ihre Eltern aus Les Millies dort hin transportiert wurden und von dort am 17. August 1942 deportiert wurden. Die Bescheinigung trägt das Datum: 19. Dez. 1944 und ist für R. Sommer ausgestellt, den Pflegevater von Feo und Michael. Er hat also da schon gewusst, welches Schicksal Margarete und Moritz ereilt hat. Ein weiteres Dokument taucht auf, was aber erst noch übersetzt werden muss. Dazu ist jetzt keine Zeit mehr. Es war so wunderbar Feo in ihrem Zuhause zu erleben, wie sie alle immer umsorgt und versorgt - danke für die Einladung.

Schnell sind Michael und ich mit der Metro in Gare de l'Est und schon hocke ich wieder im engen Zugabteil und schreibe an diesem Bericht. Gegenüber sitzt eine Familie mit einem ca. 12-jährigen Jungen, der unvermittelt aber freundlich sehr direkt fragt: „Was arbeiten sie da?“ In Sekundenschnelle entscheide ich mich, ihm in einfachen Worten von meiner Reise zu erzählen und er fragt und fragt. Auch sein Vater und ein weiterer Mitreisender schalten sich ein, aber der Junge bleibt mit seinen Fragen im Mittelpunkt. Und ich kann wunderbar erzählen, für ihn verständlich und nachvollziehbar. Ein gutes Erlebnis. Auch dem Jungen kann ich nur danken.

17.10.2013

Wieder daheim

Wie dankbar bin ich für diese Reise. Es tut so gut, immer tiefer in die Geschichte einzutauchen: Zu erleben, zu spüren, zu wissen, zu erfahren. Und das in der Begegnung und im Austausch zwischen ihnen als Opfern des Naziregimes und mir als Nachfahrin der Täter. In mir sind in diesen Tagen so viele Erkenntnisse gereift, ich konnte mich in so Vielem, was mich bewegt, mit der Familie austauschen und merke, dass es auch für sie gut ist, von mir zu hören, wie mich die Geschichte ihrer Familie bewegt und was sie in mir auslöst und heilt. Diese Umgehensweise bringt mir nicht nur Grundlagen und Material für meine Konzepte im Rahmen der Erinnerungs- und Gedenkkultur und des „Nie wieder“ in Deutschland aktiv zu werden, sondern sie heilt auch mich, in meinem Nach-Hitler-Zeit-Trauma, dass meine Familie und die Gesellschaft in Deutschland mir aufgebürdet haben.

Immer wieder stolpere ich über diesen Begriff „Nach-Hitler-Zeit“! Aber seit einiger Zeit bemühe ich mich, nicht mehr den Begriff „Nachkriegszeit“ zu benutzen, der bei uns so geläufig geworden ist, für die Jahre nach 1945. In mir ist die Erkenntnis gereift, dass der

61 Ruth L. David, „Im Dunkel so wenig Licht...“, S. 217

Begriff wie kaum ein anderer deutsche Geschichte verschleiert und beschönigt. Der Begriff „Nachkriegszeit“ blendet den Nazifaschismus aus und alles, was er den Menschen angetan hat und vor allem die Judenverfolgung und den Holocaust schließt der Begriff „Nachkriegszeit“ aus, denn Judenverfolgung und Holocaust haben nichts mit dem Zweiten Weltkrieg zu tun, sondern mit der Nazi-Ideologie und der Zeit des Nationalsozialismus und das ist mir wichtig zu benennen und nicht zu verschleiern.

Aber was sind nun konkrete Erkenntnisse, die ich von dieser Reise mitgebracht habe? Es ist gut wieder mit der Familie unterwegs in die Vergangenheit gewesen zu sein. Wir können gut miteinander sein. Und ich denke, dass ich, von meiner Geschichte und meinen Erkenntnissen her, hier am richtigen Platz bin und dass es für mich der einzig gangbare Weg ist, auf diese Art und Weise die Geschichte zu erleben und zu begreifen, mein Entsetzen, meine Scham und Verzweiflung über diese Ereignisse zu ertragen.

Not und Elend haben jetzt konkrete Orte, reale Räume und Umgebungen für mich, auch wenn heute alles überwuchert, geputzt und geordnet ist und größtenteils museal bearbeitet.

Es ist möglich, mir jetzt die Szenarien konkreter heraufzubeschwören, die Margaretes Leben bestimmten, mir annähernd vorzustellen, wie sie in solch extremer Lage war. Szenarien, wie Michael zum Beispiel, als 10-jähriger im Winter in Gurs zum Vater in einen Männerbaracke gezogen ist, um ihm beizustehen. Das war sicherlich eine Initiative von Margarete in Fürsorge für ihren Mann. Michael konnte ihm beistehen beim Gang zu den Toiletten, die diesen Namen nicht verdienen, bei der Beschaffung von Essen, das die Bezeichnung *Essen* nicht verdient. Und er hat dem Vater bestimmt ein bisschen Einsamkeit genommen. So war es auch Margarete und Moritz besser möglich, alltäglichen Kontakt zu halten, da sie sich ja nur selten besuchen durften, aber die Kinder frei hin und her gehen konnten. Michael hat bestimmt täglich seine Mutter und Feo besucht. Wie schwierig dann für den Vater, im Februar 1941, bei den wenigen Besuchen von Margarete bei ihm, mit ihr zu entscheiden, dass Michael weggegeben wird, er in einem südfranzösischen Kinderheim ein hoffentlich erträglicheres Überleben hat.

Und auf der anderen Seite des bewachten Stacheldrahtes, der sich auf der Lagerstraße zwischen Frauen- und Männerbaracken hinzieht, Margarete mit Feo. Sicherlich einerseits ein Trost für Margarete, Feo bei sich zu haben und eine Beschäftigung, sich um sie zu kümmern. Aber auch eine ständige Sorge und Leid, sein Kind unter solchen Bedingungen aufwachsen zu sehen. Was haben sie all die Stunden auf dem kleinen Fleck blanken Betonbodens gemacht, der ihnen zugewiesen wurde, mit nur einem Koffer voller Habseligkeiten aus der Heimat? Haben sie gesungen? Sich von den anderen Familienmitgliedern, die weit in der Welt verstreut leben mussten, erzählt? Haben sie gekuschelt und geschmust, öffentlich, vor allen anderen Frauen und Kindern?

Margarete hat mit Sicherheit schon hier versucht, aktiv das Lagerleben mitzugestalten, gemeinschaftliche Aufgaben zu übernehmen, Kontakte zu knüpfen, Unterstützung zu finden. Sie hat mit anderen Erwachsenen tagsüber die Kinder zusammengeholt, sie beschäftigt und unterrichtet. Und sie hatte ja nicht nur ihre Kinder, die Kinder aus dem Mannheimer Heim waren ja auch noch in ihrer Verantwortung. Sie hatte sie ja alle mitnehmen müssen, auf diesen Weg in die Ungewissheit, die hier im Camp de Gurs zu einem schrecklichen Alltagsleben über so eine lange Zeit führte.

Und auch auf dieser Reise beantwortet sich meine Frage ‚Wie konnte das alles möglich sein?‘ immer wieder in der Erkenntnis: Menschen sind auch grausam und Menschen sind auch gleichgültig und rücksichtslos! Warum geben wir diesen Eigenschaften immer wieder so viel Raum im Leben und in der Gestaltung unserer Gesellschaften? Es geschieht immer wieder, es ist nicht vorbei. Davor kann ich nicht die Augen schließen.

Und ich weiß heute, dass es auch meine Familie war, die nichts dagegen unternommen hat. Die das offensichtlich billigend in Kauf genommen hat. Da hilft auch kein: Wir haben das alles nicht gewusst! Ich weiß heute, dass meine Eltern ab 1945 ein Leben lang darunter gelitten haben, aber keine Wege der Heilung fanden. Dieses Lebensgefühl haben sie mir mit auf meinen Weg gegeben. Und ich weiß heute auch, in welchen Anteilen ich selbst solch Grausamkeit, Gleichgültigkeit und Rücksichtslosigkeit in mir habe! Sicherlich ein großer Schock für mich, aber ich kann es nicht mehr leugnen.

Auf der Seite der Opfer stellt sich mir immer wieder die Frage: ‚Wie viel Leid und Elend können Menschen ertragen und trotzdem weiterleben?‘ Ich erinnere mich an einen Kommentar von Feo zu Michael auf dem Lagerweg in Gurs: „Wie gut, dass wir verdrängen können!“

Für die Opfer ist es ein Segen, verdrängen zu können! Aber für die Täter? Für Täter ist das doch überhaupt keine Lösung. Sicherlich müssen Opfer wie Täter lernen mit dem Erlebten und den Taten zu leben, aber bei den Tätern kann es kein gutes Leben nach der Tat ohne Bewusstwerdung und ohne innere Veränderung geben. Da bin ich mir ganz sicher.